Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 4 (1942)
Heft: 9

Artikel: Bilder aus dem Volksleben : die Wallfahrt nach Mariastein [Fortsetzung]
Autor: Sonnenfeld, Franz von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861085

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bilder aus dem Volksleben.

Von Franz von Sonnenfeld.
1821 — 1888

Die Wallfahrt nach Mariastein.

Fortsetzung

Nachdem der Umgang wieder in die Kirche zurückgekehrt war, begann sogleich das Hochamt. Es war in dem heiligen Raume ein dichtes, heisses Gedränge von Pilgern, über deren unzählige Köpfe die Tonwellen der Orgel präludierend dahin rauschten. Der Priester, die Leviten und Ministranten schritten in reichen Gewändern und in einer Ordnung, die nicht ohne theatralischen Effekt blieb, zum Hochaltar, der in seiner reichen Verzierung ein frommes Geschenk ist des frivolen Ludwig XIV. von Frankreich. Auf den beiden Seiten des Chors hatten die Mönche und Studenten Platz genommen, der Abt auf einem erhöhten Sitze unter einem Baldachin. Die Orgel verstummte; kunstvolle Instrumentalmusik begann das Kyrie eleison, jubelnde Posaunentöne schmetterten das Gloria, und mit felsenfester Zuversicht und untadelhafter Präzision spielten die Violinen das Credo in unum Deum. Dazwischen respondierte die Orgel wieder auf des Priesters Dominus vobiscum mit den unnachahmlichsten Tonfiguren. Es war, als hörte man ein munteres Bächlein hoch von einem Berg über Sandgeröll tief, tief in ein Tal hinunterrieseln.

Bei der Präfation begleitete die Orgel in sanftem Hauche des Priesters Stimme, und mit der bewunderungswürdigen Schnelligkeit eines Eichhörnchens sprangen die Finger des kunstgewandten Organisten auf den Tasten herum. Dann sangen jugendliche Stimmen mit aller Inbrunst das Sanctus, bis das Geläute zur Wandlung alles verstummen machte und die Andacht der knieenden Menge nur durch zarte Orgelmelodien verklärt wurde. Jetzt erst kamen die kräftigen Männerstimmen der Mönche zu ihrer vollen Geltung, und der Bittgesang des Agnus Dei offenbarte die seligste Versöhung, als sei in der Bitte zugleich auch schon die Gewährung enthalten. Und wieder rauschte Orgelklang voll und mächtig durch die Kirche, lange noch, nachdem der Priester die Stufen des Altars schon verlassen hatte.

Sollen wir noch sagen, welchen Eindruck dieser musikalische Hochgenuss auf die fromme Menge machte? «So wird's im Himmel zugehen», dachte manches empfängliche Gemüt, dessen Ohr noch keinen andern Ton vernommen hatte als in der Dorfkirche den ledernen Gesang des Dorfschulmeisters. Kinder wünschten in der stillen Freude des Herzens ihre Eltern, Mütter ihre Kinder herbei, die schöne Musik zu hören. Andere stimmte sie weich und wehmütig und weckte in ihnen alte Erinnerungen: sie gedachten ihrer Lieben, die schon längst auf dem stillen Friedhof ruhen; sie gedachten ihrer eigenen Unarten, wie sie so oft hätten besser und lieber sein können, sanfter und liebevoller gegen die Ihrigen, gegen andere, und manche Träne der Rührung, der Sehnsucht, der Reue füllte das gesenkte Auge.

Nach dem Hochamte strömte ein grosser Teil der Volksmenge in die unterirdische Kapelle, wo die Muttergottes gnädig ist. Am Ostende des linken Seitenschiffes führt von der Kirche ein finsterer Gang abwärts. Man muss eine geraume Strecke im Dunkeln wandeln, bis vom Tale her einem wieder das Licht des Tages entgegenstrahlt. Man befindet sich nun auf einmal in einer reichen Gemäldegalerie. Eine ungeheure Menge von Votivtafeln, die an den Wänden des Ganges aufgehängt sind, haben hier das hereinbrechende Licht des Tages zu ihrer glücklichen Beleuchtung gewählt. Die meisten stellen sehr anschaulich die Errettung aus allerlei Nöten und Gefahren durch die Fürbitte der Mutter Gottes dar. Namentlich spielen dabei der Blutsturz und das Erbrechen eine grosse Rolle.

Von dieser Gemäldegalerie, an die sich die heitere, reinliche Kapelle zu den sieben Schmerzen anschliesst, führt eine Treppe in vielen Stufen steil in die Felsgrotte hinunter, die zur Wunderkapelle hergerichtet worden ist. Einige Fuss über der Sohle des Tales, dessen beide Ränder senkrecht sich erheben und das hier ziemlich eng ist, hat die Natur tief in die Felsen hinein eine Höhle gebildet, die sich die Mutter Gottes zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt haben soll. Man hat dieselbe zugemauert und nur durch zwei grosse Fenster das Licht von Osten eindringen lassen. Zwei Altäre sind zu Ehren der Mutter Gottes darin aufgerichtet. Auf dem einen lächelt das wundertätige Bild der Himmelskönigin, das Christkindlein auf dem Arme. Mutter und Kind werden je nach der Bedeutung der Festtage mit gold- und edelsteinbesetzten Kleidern geschmückt, während kerzentragende Engel die beiden Seiten des Altars zieren. Auf dem zweiten Altar ruht ein steinernes Marienbild, das unverkennbare Werk eines Künstlers. An den Felsenwänden der Grotte laufen Galerien hin, für die Mönche und Studenten bestimmt, mit einem besonderen, vom Kloster her in den Felsen gehauenen Zugang versehen. Eine kleine Orgel auf den Galerien hilft den Gottesdienst verherrlichen. Fünf kolossale Kerzen prangen wie Orgelpfeifen an der Westwand der Kapelle, zu Ehren der Mutter Gottes von den fünf Gemeinden des Leimentals hieher gestiftet, weil sie sich des Schutzes der mächtigen Fürbitterin in Kriegsnöten besonders zu erfreuen hatten. Im dunkelsten Winkel der Grotte, in einer Nische, die zuweilen von Wachskerzchen erleuchtet ist, liegt ein lebensgrosser Christus im Grabe, der Schreck aller Kinder, die hierher kommen. Dem Walten der Natur hat die schaffende Hand der Menschen auf das Mannigfaltigste in dieser Kapelle nachgeholfen, so dass sie in mehrfacher Beziehung eines aufmerkamen Besuches wohl wert ist.

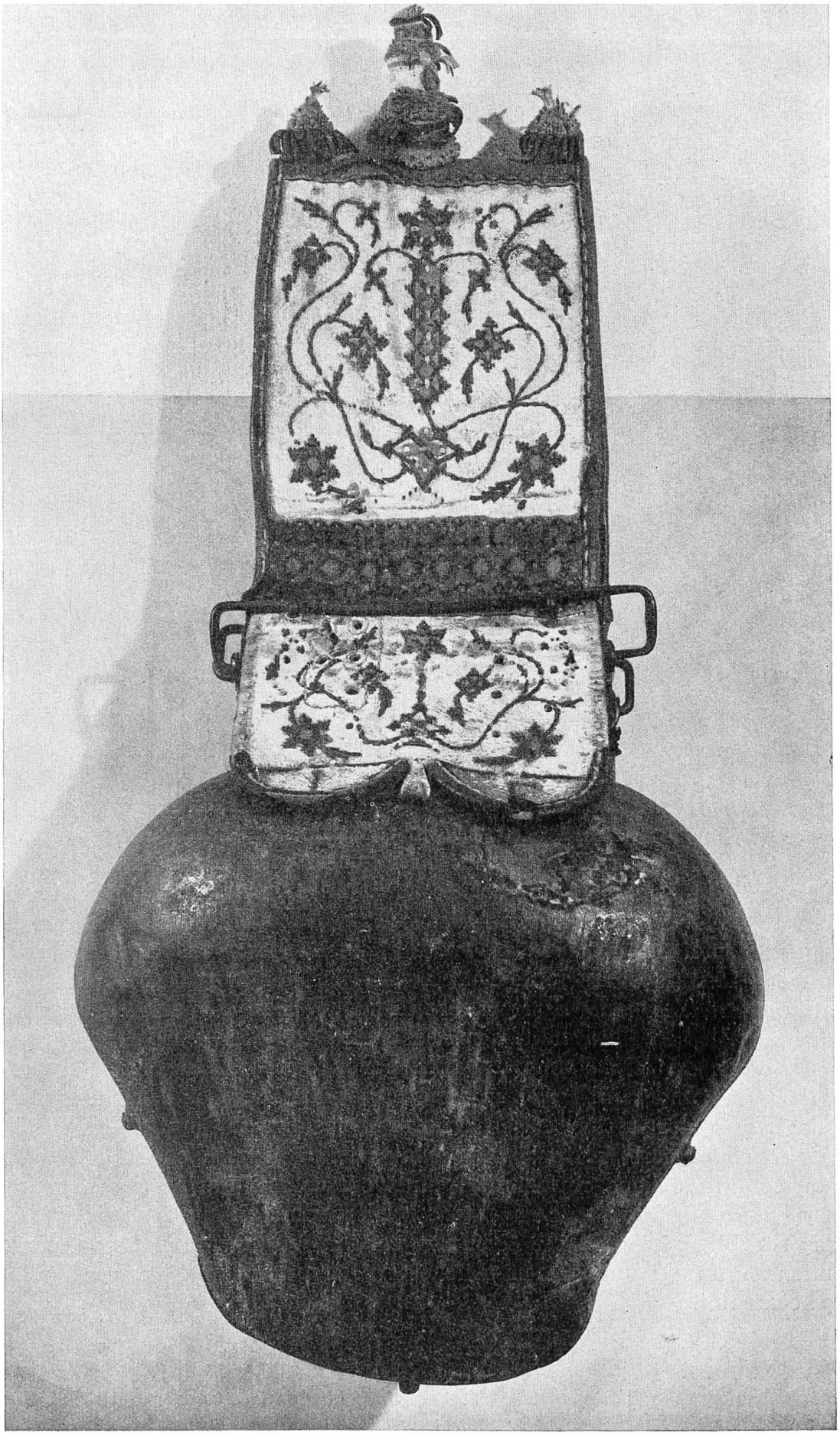
Nach dem Hochamte war die Kapelle bald mit zahlreichem Volk angefüllt. Trotz der immer nachdrängenden Menge herrschte in derselben eine auffallende Stille. Manches Auge hing flehend an dem Wunderbilde, und aus manchem Herzen rang sich das inbrünstige Gebet zur Himmelskönigin um Abwendung von Krankheit, Not und Elend aller Art. Viele knieten mit ausgebreiteten Armen auf dem kalten Boden, andere hatte Gewohnheit oder Neugierde in die merkwürdige Grotte gelockt. Jetzt erhob sich auf einmal aus der Menge eine heisere, laute Männerstimme, welche das Volk aufforderte, fünf Vaterunser und fünf Ave Maria wegen eines besondern Anliegens einer gewissen Person zu beten. Es war die Stimme des blinden Hannes, eines Wallfahrers von Profession, der überall herumwandelte, um fromme Auf-

träge entgegenzunehmen und dieselben prompt und billig auszuführen, so billig, dass er sie oft nur durch einen halben oder ganzen Schoppen Schnaps honorieren liess. Alles fing nun laut an zu beten. Nach dem blinden Hannes liess ein Waldbruder eine ähnliche Aufforderung an die Pilger ergehen; aber schon viele entfernten sich nun. Als dann gar noch der Pantleon-Seppli die christliche Liebe der Versammelten für fernere fünf Vaterunser und fünf Ave Maria in Anspruch nehmen wollte, leerte sich die Kapelle vollends bis auf nur wenige Geduldige, deren Aufmerksamkeit von den furchtbaren Verrenkungen der Glieder, dem abschreckenden Verdrehen der Augen und den wilden Expektorationen der betrübten Marianne in Auspruch genommen wurden. Sie sei vom Teufel besessen, hiess es unter dem Volke, der die Arme dann am ärgsten quäle, wenn ihre Seele mit frommen Uebungen sich beschäftige.

Unter den Linden trieb sich nach dem Gottesdienst noch viel Volk umher. Hier löste der Humor die Andacht ab. Vor allem war es der Dittinger Fried, eine grosse Gestalt mit gutmütigem Ausdruck, der durch seine unerschöpflichen Spässe, seinen naturwüchsigen Witz und seinen unendlichen Reichtum an Anekdoten eine grosse Menschenmenge um sich versammelt hatte, Auch der Schmied von Flüh mit seinen klugen Augen wusste der Lachlust der Menge immer frische Nahrung zu geben. Es ist dies derselbe, der einst in einer bischöflichen Karosse von Mariastein nach Flüh hinunter fuhr. Das Volk glaubte um so eher, es sitze der Bischof in dem Gefährte, als die Hand des Schmiedes wie segnend sich gegen die Knieenden bewegte. Als diese sich gefoppt sahen, erhoben sie Klage gegen den Schmied, der sich ganz einfach damit verantwortete, dass er sagte, er hätte nie und nimmer mit seiner Handbewegung den segnenden Bischof nachahmen, sondern damit abweisend den Knieenden zu verstehen geben wollen, dass er der Bischof nicht sei. Endlich war es noch der Pantleon-Seppli, der durch sein eigenes olympisches Lachen die Menge höchlich ergötzte. Kam man ihm nämlich mit einem guten oder schlechten Witz, wenn er nur die frohe Aussicht auf einen Schnaps darbot, so warf der Seppli den Kopf rasch rückwärts, stiess in den höchsten Tönen ein furchtbar schmetterndes Lachen aus, das in immer langsamern Wirbeln bis zu den Mitteltönen seiner Kastratenstimme herabfiel. Dabei wiegte sich seine Gestalt in den Hüften, lustig warf er den Kopf hin und her und der Zipfel seiner baumwollenen Mütze gaukelte possierlich um das fröhliche Haupt. «Ein Narr macht viele Narren», sagten dann die Bedächtigen.

Nach und nach verlief sich das Volk; der Platz unter den Linden wurde immer leerer.

Schluss folgt.



Treichel mit ledergesticktem Band aus dem Berner Jura, 1801.
Aus: Titus Burckhardt, Schweizer Volkskunst.